

Geschichte der Universität in Europa. [...] Bd. I: Mittelalter [hrsg. v. W.Rüegg]

Autor(en): **Pfaff, Carl**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse
d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **45 (1995)**

Heft 1: **Statistikgeschichte = Histoire des statistiques**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichte der Universität in Europa. Hg. von W. Rüegg (unter Mitwirkung von A. Briggs, A. Gieysztor, N. Hammerstein, O. Petersen, A. de Puymège, H. de Ridder-Symoens, J. Roberts, E. Sihls, J. Verger). Bd. I: **Mittelalter**, München, C. H. Beck, 1993.

Die Universität ist sicher eine der folgenreichsten Schöpfungen des Mittelalters. Bis 1500 wurden verteilt über die ganze westliche Christenheit etwa 60 hohe Schulen ins Leben gerufen, seither verbreitete sich der europäische Typus der höchsten Bildungsinstitution über den ganzen Globus, und trotz allem Wandel wirken gewisse Merkmale, die er in seinen mittelalterlichen Anfängen empfangen hat, bis heute nach.

Eine Gesamtdarstellung der europäischen Universität nach modernen historischen Fragestellungen gibt es bekanntlich nicht. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, dass die europäische Rektorenkonferenz 1984, unter der Leitung des früheren Berner Soziologen Walter Rüegg, ein Komitee eingesetzt hat, mit dem Zweck, «durch eine soziologische und vergleichende Analyse die Merkmale geistiger und institutioneller Identität der akademischen Welt Europas herauszuarbeiten sowie die regionalen Unterschiede und geschichtlichen Veränderungen darzustellen». Das Gesamtwerk ist auf vier Bände berechnet, je mit demselben viergliedrigen systematischen Aufbau: Themen und Grundlagen – Strukturen – die Studenten – Wissenschaft. In dem vorliegenden Band sind die Unterkapitel an insgesamt 12 einschlägig ausgewiesene Forscher aus verschiedenen europäischen Ländern vergeben worden. Die vorzügliche Übersetzung der fremdsprachigen Beiträge besorgte der Herausgeber selbst. Das Werk richtet sich nicht bloss an den Fachgelehrten. Die Anmerkungen sind deshalb auf das unverzichtbare Minimum reduziert, und die jedem Unterkapitel beigegebene Bibliographie beschränkt sich auf eine kleine Auswahl, die selbstverständlich die Nationalität des Verfassers mehr oder minder widerspiegelt. Dank der sorgfältigen, auf das Wesentliche gerichteten Planung ist trotz der grossen Autorenzahl ein Werk von erstaunlicher Einheitlichkeit entstanden, wenn auch – teils durch die Themen bedingt – nicht jeder der hier nur in Auswahl referierten Beiträge den oben genannten Zielen mit der gleichen Fülle an neuen Erkenntnissen zu entsprechen vermag.

Dem durch seine universitätsgeschichtlichen Arbeiten längst bekannten J. Verger fällt es zu, die «Grundlagen» des früheren Hochschulwesens zu skizzieren: Das sind der in Antike und Hochmittelalter ausgebildete, in das «studium generale» unverändert übernommene Fächerkanon und der von der mystischen Methode der Mönche sich abhebende scholastische Wissenschaftsbetrieb. Sachkundig wie stets zeichnet er die Ausbildung der beiden Grundtypen nach, der Studentenuniversität von Bologna und der Magisteruniversität von Paris, wobei letztere in der Regel für die spätmittelalterlichen Neugründungen im Reich und in den slawischen und skandinavischen Staaten zum Vorbild diente.

Dass die Universität im allgemeinen keine kirchliche Stiftung, aber fast immer eine kirchennahe Institution gewesen ist, zeigt P. Nardi in seinem Beitrag über die Hochschulträger. Im 13. Jahrhundert verhalf den Hochschulen u. a. die gegen die Staatsuniversität Friedrichs II. gerichtete päpstliche Protektion zur Universalität und zum Recht des «ubique docendi» ihrer Graduierten. Doch macht der Verfasser auch deutlich, dass keine Universität ohne dauernde Unterstützung durch ihre

Träger, die Herrscher, weltliche oder geistliche Landesherren oder die Städte, gedeihen konnte.

P. Verger untersucht den universitären Lehrkörper, der niemals homogen war, sondern sich meist als konfliktreiches Nebeneinander von bepfründeten geistlichen Professoren, arroganten Juristen und jungen auflüpfischen Magistern der Artistenfakultäten darstellte. Viele Professoren schieden wieder aus dem Lehrkörper aus. Lehrer, die zeitlebens der Universität «dienen und sich ihrer bedienen» wollten, begegneten vor allem an den erst im Spätmittelalter gegründeten Hochschulen. Das Ansehen der Professoren war im allgemeinen beträchtlich, in erster Linie das der Juristen, der Vertreter der «*scientiae lucrative*». Bemerkenswert ist Vergers Feststellung, dass Ehren und Honorare stiegen, je mehr die universitäre Autonomie der Staatsaufsicht weichen musste.

Mit der Universalität der «*studia generalia*» korrespondierte, wie H. de Ridder-Symoens aufzeigt, eine allgemeine Mobilität der Professoren- und Studentenschaft, was auf Seiten der Träger immer wieder rechtliche Schutzmassnahmen erforderte und auf Seiten der Hochschulangehörigen verschiedene Formen korporativer Zusammenschlüsse begünstigte. Das grosse Schisma und die zahlreichen Neugründungen in fast allen europäischen Staaten schränkten die Mobilität entscheidend ein; nur die alten, in ihrem Ruf konkurrenzlosen Hochschulen, wie Bologna, Paris, Orléans, konnten ihren internationalen Charakter, namentlich in der Jurisprudenz, auf die Dauer behalten.

Mit grossem Gewinn liest man die beiden Beiträge des Berner Mediävisten R. Chr. Schwinges, der wohl an seiner Giessener Habilitationsschrift (Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des alten Reiches, Stuttgart 1986) anknüpfen kann, aber hier seinen Blick nach Möglichkeit auf Europa ausweitet. Die mittelalterliche Universität entwickelte sich als personenverbandlich organisierte Gemeinschaft, die jedermann und jederzeit offenstand, anfangs sich als «*schola*» oder «*familia*» eines Magisters locker formierte, aber einem zur Neuzeit hin sich intensivierenden Prozess der Institutionalisierung ausgesetzt war. Erst in dessen fortgeschrittenem Stadium begannen die Hochschulen Matrikelbücher zu führen, die für die Sozialgeschichte der Universität, wie sie Schwinges anstrebt, als primäre Quelle dienen. Sowenig wie die Lehrer bildeten die Studenten eine soziale Einheit. Nach Stand, Alter, Studienzielen wichen sie weit voneinander ab. Der Verfasser unterscheidet deshalb nicht weniger als fünf idealtypische Universitätsbesucher und versucht etwa für die letzten anderthalb Jahrhunderte des Mittelalters ihren quantitativen Anteil an der Gesamtheit der Studentenschaft abzuschätzen. Es sind folgende: 1. der ganz junge «*scholaris simplex*», der «studentische Hauptakteur» der mittelalterlichen Universität, der bisweilen mehr als die Hälfte der Scholaren stellte, ohne einen Grad zu erwerben, 2. der «*baccalaureus artium*» mit einem Anteil von 20 bis 40%, 3. der «Magisterstudent», der etwa Hochschulreife erlangte und bereits Dekan der Artisten oder gar Rektor werden konnte (5–10%), 4. der «Standesstudent», ein Adelliger oder Patrizier, der zahlenmässig insbesondere an den renommierten Juristenfakultäten Süd- und Westeuropas ins Gewicht fiel, 5. der «Fachstudent», der mit 30 Jahren einen Grad, eventuell den Dokortitel erwarb. In Deutschland sind ihm etwa 2–3% anzurechnen, höher liegt der Anteil an den alten Rechtsfakultäten. Die hierarchische Schichtung der Gesellschaft wirkte sich ungebrochen auch innerhalb der Mauern der Alma mater aus. Die Mehrheit der Studenten zählte gemäss den Matrikelbüchern zu den «*divites*», das waren jene, die in der Lage waren, alle

Gebühren zu entrichten. Unter ihnen standen die «pauperes» und über ihnen in geringerer Zahl die Adligen und Patrizier. In den Anfängen setzte sich die Studentenschaft fast ausschliesslich aus Klerikern zusammen. Fortschreitend zur Reformationszeit hin und räumlich gesehen vom Süden und Westen nach Osten und Norden vollzog sich eine Entklerikalisierung trotz bleibender Kirchnähe.

Diese Entwicklung widerspiegelt eine für die Universitätsgeschichte grundlegende Tatsache, die P. Moraw in seinem Beitrag über die Karrieren der Hochschulabgänger mit aller Schärfe herausarbeitet: die Phasenverschiebung innerhalb eines prinzipiell einheitlichen Prozesses «der Differenzierung und des Wachstums von Komplexität», das heisst der «Modernisierung», die vom «älteren Europa» im Süden und Westen mit Einschluss von England und dem Rheingebiet ausging und nach dem «jüngeren Europa» im Reich und in den slawischen und skandinavischen Staaten sich fortsetzte. Dabei spielte neben dem Hof vor allem die Stadt die entscheidende Rolle als «Ort sozialörtlicher Verdichtung, Komplexität, Arbeitsteilung ... mit Mobilität und Akkumulation von Ressourcen», was alles Rationalität, Verrechtlichung, moderne Verfassungsformen und Laisierung begünstigte. In diesem geistigen und sozialen Umfeld gedieh die Universität, und zwar zuerst im noch kirchlich geprägten «universalen Zeitalter» (1200–1380), das seit dem Grossen Schisma vom «national-regionalen Zeitalter» abgelöst wurde und im «jüngeren Europa» erst die Welle der eher kleinen, zahlenmässig von den Artisten dominierten Universitäten mit regionaler Ausstrahlung hervorgerufen hat. Die Zahl der Universitätsbesucher schwoll seit der Gründung Prags (1348) auch im Reich stark an. Moraw schätzt sie bis 1505 auf etwa 200 000. Unter diesen sind die Karrieren der Juristen vergleichsweise gut, die der grossen Masse der Artisten aber noch immer wenig bekannt. Fest steht, dass letztere unter der seit 1480 einsetzenden «Überfüllungskrise» besonders zu leiden hatten. Dem sozialen Aufstieg des Artisten waren sehr enge Grenzen gesetzt. Ein Handwerkersohn brachte es in der Regel nur bis zum niederen Kleriker oder Schreiber. Wie auch schon Schwinges gezeigt hat, erwiesen sich für die Stellung des Studenten innerhalb der Hochschule wie für die spätere Karriere das individuelle soziale Netz und die Verankerung in der heimatlichen Gesellschaft als wichtiger denn die akademische Qualifikation.

Die Organisationsformen, die Lehrgegenstände, die Lehrmethoden und Schulbücher der einzelnen Fakultäten und Fächer erhalten schliesslich im vierten Teil durchwegs kompetente Darstellung. Die grossen geistigen Auseinandersetzungen mit der christlichen Lehrtradition, mit dem über die Araber wieder gewonnenen ganzen Aristoteles sowie dem römischen Recht kommen gebührend zur Sprache, ohne dass die Grenzen und auch die Erstarrung im akademischen Alltag übersehen werden. Zum Abschluss richtet W. Rüegg einen sehr differenzierenden Blick auf die Auswirkungen der humanistischen Ideen auf die Universität am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit.

Der Herausgeber zeichnet auch als Verfasser der Einführung zum 1. Teil «Themen und Grundlagen», wo er die überaus reichen Ergebnisse dieses ersten Bandes gedankenreich zusammenfasst und die entscheidenden Akzente setzt: Die mittelalterliche Universität beruht nicht auf dem antiken Erbe, sie ist nicht von Byzanz beeinflusst und auch trotz Berührungen nicht von islamischen Vorbildern abzuleiten, sie ist vielmehr «Bestandteil und Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Umwelt». Aber ist sie auch ihre «Gestalterin»? Die Antwort muss vielschichtig sein. Die Erwartungen der verschiedenen «sozialen Akteure», der Päpste, Kaiser, Könige, Fürsten, Bischöfe, Städte, des Adels, der Bürger und am Ende auch Bauern

zeigen selbstverständlich erhebliche Unterschiede. Aufgrund der in diesem Band gewonnenen Einsichten kommt aber Rüegg zum Schluss, dass die soziale Funktion der mittelalterlichen Universität, die übrigens nie den Anspruch auf ein Monopol auf höhere Bildung besessen hat, doch «vorwiegend in der Ausbildung der für die rationale Herrschafts-, Verwaltungs- und Ordnungsformen in Kirche, Staat und Gesellschaft notwendigen Berufe» bestanden haben dürfte. Eine Ausrichtung auf die Praxis hat dies nicht zur Folge gehabt. Hingegen verschaffte ein Studium – jedenfalls an einer der höheren Fakultäten – und am Ausgang des Mittelalters auch ein tatsächlich erworbener akademischer Titel soziales Prestige und Anspruch auf materiellen Vorteil. Trotz Bewahrung oder gar Verstärkung sozialer Unterschiede beruhte die Universität letztlich auf einer Reihe von antiken und christlichen Idealen und Werten, die wohl durch die Jahrhunderte weitertradiert, aber immer auch gefährdet waren. Die «*reformatio in melius*» gehört deshalb, wie Rüegg im Anschluss an bereits von P. Classen geäußerte Gedanken betont, zum Wesen der Universität von allem Anfang an.

So ist es insbesondere die sozialgeschichtliche Perspektive, die eine neue Gesamtschau der Universität im Mittelalter eröffnet und darüber hinaus auf die gesellschaftliche und geistige Konstitution dieses Zeitalters. Der erste Band stellt einen grossen Wurf dar. Halten die folgenden Bände, was dieser verspricht, wird die europäische Universität endlich zu ihrer historischen Darstellung gelangen, die ihrer würdig ist.

Carl Pfaff, Freiburg

Antichi inventari dell'archivio Gonzaga. Roma, Ministero per i beni culturali e ambientali. Ufficio centrale per i beni archivistici, 1993. 302 p. (Coll. Pubblicazioni degli archivi di stato, strumenti CXVII).

Axel J. Behne, der mit einer Dissertation über das Archiv der Gonzaga von Mantua im Spätmittelalter 1990 in Marburg promoviert hatte, stellt einen als Zusatz gedachten Teil seiner Arbeit nun in einer eigenen Publikation vor: die Edition der frühesten Inventare des Archivs Gonzaga zu Mantua. Dass das Archiv des Hauses Gonzaga eine Goldgrube sei, wurde schon im Verlauf des 19. Jahrhunderts verschiedentlich bemerkt (Armand Baschet, Gregorovius), jedoch blieb der Schatz weitgehend ungehoben. Zahlreich sind die noch vorhandenen Dokumente, die einen einzigartigen Einblick in die Administration des 14. und vor allem des 15. Jahrhunderts geben. Wenig Vergleichbares ist vorhanden. Einzig das Archiv Amadeus' VIII. von Savoyen, das noch systematischer organisiert war, liesse sich heranziehen, während von den Archiven der Visconti wie der Este entweder nur Fragmente vorhanden sind oder mit einer systematischen Archivierung erst im Verlauf des 15. Jahrhunderts begonnen wurde.

Demgegenüber erlaubt das Archiv der Gonzaga, den Prozess der «Staatswerdung» Mantuas ab dem 14. Jahrhundert minutiös zu verfolgen. Drei Schritte sind zu unterscheiden. Erste Dokumentensammlungen im 14. Jahrhundert dienten noch hauptsächlich der Domänenverwaltung bzw. der Absicherung damit verbundener Privilegien der damals bereits als Signori von Mantua etablierten Gonzaga. Ihre Erhebung ins Marchesat und ihre neue Stellung ab 1433 dokumentiert ein zweiter Teil des Archives. Schliesslich leitete eine Erbteilung unter den Söhnen Ludovicos II. eine dritte Phase ein, bei der es zu einer Neuordnung vornehmlich jener Dokumente kam, die direkt die herrschende Linie betrafen. Die Bildung einer Art Geheimarchiv für die 'Affari di Famiglia' war die Folge.